

# "Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da." : Die Seminarzeit Erika Burkarts in Aarau 1938 bis 1942

Autor(en): **Stähli, Fridolin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): **82 (2008)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559253>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## «Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.» – Die Seminarzeit Erika Burkarts in Aarau 1938 bis 1942

---

Was aus seinen Töchtern Erika und Mimosa je werden sollte, kümmerte Walter Burkart, den Wirt im Kapf, nicht. Hatte er getrunken – und diese Krankheit verfolgte ihn seit seiner Rückkehr aus Südamerika –, wurde er unberechenbar. Dann zeigte er sein böses Gesicht und tyrannisierte Frau und Kinder. In voller Jägermontur marschierte er mit geladenem Gewehr vor dem verriegelten Zimmer der beiden Mädchen, wo auch die Mutter und die Serviererin sich versteckt hielten, auf und ab und drohte: «Aufmachen, oder ich schiesse.» Die Kinder verkrochen sich schlotternd unter das Bett.

Dass der Vater, «der das Kind morgens mit ‹Schatz› begrüsst hatte, einen nachts zu erschiessen drohte»,<sup>1</sup> zerstörte früh und für immer das Vertrauen in die Stabilität der Familie; die Welt war unheil, die Kindheit versehrt. In allen Werken Erika Burkarts ist dieser Riss manifest. Walter Burkart hatte 18 Jahre als Abenteurer und Reiherjäger in Südamerika verbracht.<sup>2</sup> Zeit seines Lebens litt er an Malaria, Trunksucht und unter Erinnerungen an Gewalt und stete Bedrohung – und an Heimweh «nach drüben».

Mimosa, die um zwei Jahre jüngere Schwester Erikas (\*8. Februar 1922), wurde Schneiderin und lebte später sieben Jahre mit ihrem Mann, einem Sizilianer, den sie, selbst noch nicht zwanzig Jahre alt, geheiratet hatte, in Palermo. Sie war in hohem Mass praktisch veranlagt und ging im Gegensatz zu Erika ungern zur Schule. Am ersten Schultag, Frühling 1931, regnete und stürmte es; Mimosa wollte partout zu Hause bleiben. Mutter und Schwester mussten sie mit Gewalt hinter sich her zerren. Die Kleine, die sich gerne bei den Nachbarnleuten, der Bauernfamilie Küng mit fünf Buben, aufhielt, Tiere und Hof über alles liebte, weinte und zeterte auf dem langen Schulweg: «Tüüfel, Tüüfel, Tüüfel!»

Erika ging gerne zur Schule, suchte jedoch ihre eigenen Wege, machte einsame Spaziergänge und schuf sich früh ihre persönliche Welt. Die Mutter erzählte ihr Erinnerungen und Geschichten und förderte den Hang zum Lesen und Nachdenken – die ungestaltliche Atmosphäre im Gasthaus zwang zur Absonderung.<sup>3</sup> Mimosa und Erika, die beiden ungleichen Schwestern, führten schon in der Kindheit jede ihr eigenes Leben.

Lehrerin ist Erika Burkart geworden. Diesen Berufswunsch fasste sie in der dritten Primarklasse; in dieser Zeit wird sie in Aristau von einem verständigen und liebevollen Lehrer gefördert, der gegenüber ihrer reformierten Herkunft – im katholischen Freiamt – keine Vorurteile hegt. Dank der Fürsorge der über alles geliebten Mutter und dank der klugen finanziellen Vorsorge des Oheims Hans Burkart, Pfarrer im fricktalischen Wallbach, später in Obermumpf, und einem Vorbezug aus dem grossväterlichen Erbe wurde, trotz steten Finanznöten, die Ausbildung zur Lehrerin am Lehrerinnenseminar Aarau möglich. Der Lehrberuf war gewissermassen vorgegeben durch die Mutter, Marie Burkart-Glaser (1893–1972), Arztochter aus Muri und selbst Lehrerin. Vor der Ehe mit Walter Burkart (1883–1961), Pfarrerssohn aus Rheinfelden, der 1920 aus Südamerika zurückgekehrt war, hatte Marie Glaser von 1914 bis 1919 in Irland als Hauslehrerin und Erzieherin bei einer anglo-irischen Familie gewirkt. Noch zwanzig Jahre später, während des Zweiten Weltkrieges, als viele Lehrer Aktivdienst leisten mussten, übernahm sie gleichzeitig mit ihrer Tochter zeitweise Stellvertretungen.

### **Seminaristin**

In ihrem zweiten Roman «Der Weg zu den Schafen»<sup>4</sup> hält Erika Burkart in einer längeren Passage ein paar unauslöschliche Erinnerungen über die Seminarzeit in Aarau fest. Die Signatur der Zeit war damals der Krieg: «Der Krieg dauerte an. Überall war er gegenwärtig. Wohl kaum hätte man den durch die Schule ohnehin verfinsterten Lebensabschnitt leidlich hinter sich gebracht, wäre man nicht jung gewesen und so stark mit sich beschäftigt, dass nicht alles ins Mark drang, was man zu sehen und hören bekam.»<sup>5</sup> Dann folgt der Satz: «Alle Schulmontage waren schwarz.»<sup>6</sup> Zwei Gründe nennt der Text: Erstens fiel es der jungen Seminaristin schwer, nach den freien Wochenenden im weiten Land auf dem Kapf wieder in die Stadt und in ihr Zimmerchen zurückzukehren, und zweitens hasste sie den Turnunterricht, der in den Beginn der Woche fiel, weil sie sich vor dem Überschlag fürchtete, beim Stafettenlauf den Stab verlor, den Kletterverschluss nicht schaffte.<sup>7</sup> Der Turnunterricht des Aargauer Lehrerinnenseminars fand damals in der Balämenturnhalle der Kantonsschule statt.

<sup>1</sup> Erika Burkart mit Rohrkolben im Arm. Im Hintergrund eine Moorblänke und die Kapfmoräne.  
(Foto: Otto Wyler, 1940/41)



Vom Zelgli an den Balänenweg war mit vollem Gepäck ein anstrengendes Stück Wegs: entlang der Bahnhofstrasse, vorbei am Postplatz mit dem Schützen-  
denkmal, über den Kreuzplatz bis endlich via Adolf-Frey-Strasse zur Balänen-  
turnhalle. Im Sommerhalbjahr mussten die Seminaristinnen im Telling ihre  
Leibesübungen machen oder Dauerläufe absolvieren.

So breit die Darstellung des Turnunterrichts, so ausführlich wird bezeichnen-  
derweise die Rückfahrt von Aarau nach Muri mit dem Zug, Abfahrt jeweils am  
Samstag 12.10 Uhr, beschrieben. Erika geniesst die Fahrt, freut sich jedes Mal auf  
das «Rosenwunder von B.[oswil]»,<sup>8</sup> gepflegt und gehegt vom dortigen Bahn-  
hofvorstand. Mit der Erinnerung an diese aus dem fahrenden Zug fast greif-  
baren Rosen trifft sie wenige Minuten später in Muri ein, voller Sehnsucht nach  
dem freien Zuhause: «Für ein paar Sekunden kommt jenseits des Moores der  
Hügel in Sicht, auf dem unser Haus wie eine Arche festgefahren ist. Ein Wall von  
Bäumen verbirgt das steile Satteldach. Tannentürme. Kastanienkuppeln. Ich  
bebe vor Ungeduld [...]».<sup>9</sup> Erika wird von der Mutter abgeholt.

Am Schluss dieser Passage steht wieder der allgegenwärtige Krieg. Denn der  
Kapf ist seit der Mobilmachung im Herbst 1939 durch das Militär besetzt, und  
mehrere Räume sind beschlagnahmt. Die vornehmlichen Gerüche zu Hause:  
«Männerschweiss, Tabak und Leder.»<sup>10</sup> Der Krieg wirkte sich auch auf das  
Schulleben aus. Die Grenzbesetzung Anfang September 1939 hatte zur Folge,  
dass der Schulunterricht für eine Woche ausfiel. «Im Herbst wurde von den  
Schülerinnen sehr viel für die Soldaten gestrickt»,<sup>11</sup> hält der Jahresbericht lapi-  
dar fest und weist in der Schulchronik darauf hin, dass «am 15. Dezember 1939  
alle Angehörigen der Lehranstalt in der Unterrichtszeit die allgemeine Luft-  
schutzübung mit[machten]».<sup>12</sup> Im Frühjahr 1940 verschärfte sich die Situation,  
da die ganze Armee aufgeboten wurde (zweite Mobilmachung), sodass das Se-  
minar vom 10. Mai bis 15. Juni geschlossen blieb. Während dieser Zeit wurden  
die Seminaristinnen in den Arbeitsdienst geschickt. Erika absolvierte ihn zu  
Hause. Wegen des Unterrichtsausfalls wurden die Sommerferien um zwei Wo-  
chen verkürzt. Im Herbst mussten der Truppe mehrere Unterrichtszimmer  
abgetreten werden, und die Turnhalle war während des ganzen Schuljahres  
durch die Feldpost einer Division belegt, was «für eine Lehrerbildungsanstalt  
eine schmerzliche Einbusse»<sup>13</sup> bedeutete, Glück jedoch für Erika Burkart, der  
«Turnhalle und Tellenfeld»<sup>14</sup> in Aarau ein Schrecken waren. In diesem bedroh-  
lichen Kriegsjahr verzichtete das Seminar auch auf sämtliche mehrtägige Schul-  
reisen. Erst der Skikurs, verlegt von der Ibergeregge nach Rosenlauri, fand vom  
3. bis 6. Februar 1941 wieder statt, bei günstigen Schnee- und Wetterverhältnis-  
sen, aber wenig Sonneneinstrahlung im engen Tal.

2 Das Haus Kapf an einem Nebelmorgen  
von Nordwesten. (Foto: Werner Erne 2001)



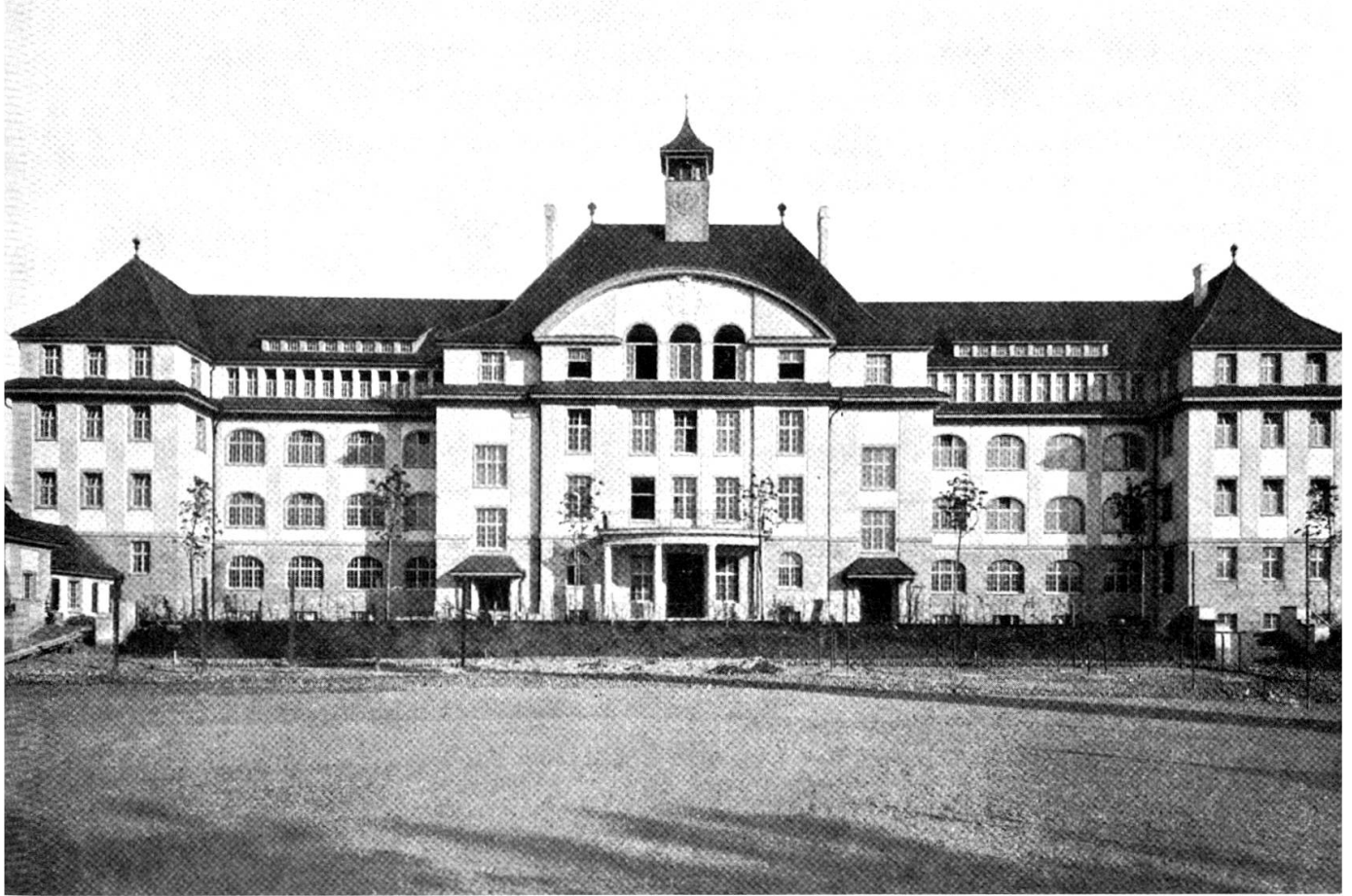
Erikas Seminar-klasse zählte beim Eintritt im Frühjahr 1938 dreiundzwanzig Schülerinnen. Die Seminaristinnen, die aus dem ganzen Kanton nach Aarau kamen, waren im Erdgeschoss des 1911 fertiggestellten Zelglischulhauses untergebracht. Aula, Musik- und Zeichensaal befanden sich im Dachgeschoss, das die Seminaristinnen durch das Treppenhaus im Westflügel des Gebäudes erreichen konnten. Der imposante Schulhauskomplex mit Turnhalle (nur für die Bezirksschüler), Pausenhöfen und Gartenanlage wurde nach einer mehrjährigen Planungsphase für die Aarauer Bezirksschulen, das Töchter-Institut und das Aargauische Lehrerinnen-Seminar gebaut.<sup>15</sup>

Die Klassenlehrerin, Dr. Frida Humbel, ein älteres, untersetztes Fräulein, wurde von ihren Schülerinnen liebevoll «Humbi» genannt. Fräulein Humbel war eine Deutschlehrerin der besonderen Art: gescheit, hochbelesen, unsystematisch, mit einer warmherzigen Ausstrahlung. Sie unterrichtete auch Geschichte, Kunstgeschichte und Religionslehre und war für die Bibliothek zuständig. Die Nietzsche-Lektüre erlaubte sie den Mädchen fürsorglich erst in den oberen Klassen. Erika wurde von Dr. Humbel nicht speziell gefördert und verstand sich mässig gut mit der Deutschlehrerin. «Humbi» hatte andere Vorstellungen von einem Aufsatz als ihre Schülerin und liess «freie», also thematisch nicht vorgegebene Texte nicht zu. In der Bezirksschule bei Josef Schilter, den sie als Lehrer und Förderer über alles schätzte, hatte Erika im freien Aufsatz ihr Bestes geleistet. Mehr Anregung als im Aufsatzschreiben vermittelte «Humbi» den jungen Seminaristinnen durch die von ihr geforderten Lektüren von Weltliteratur. Erika Burkart wird Jahrzehnte später in der «Vikarin» die Sätze zitieren: ««Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da»: Sophokles, «Antigone», Pflichtlektüre im Seminar für Volksschullehrerinnen.»<sup>16</sup> Dass Erika Burkart's Gedächtnis nicht täuscht, bestätigt schwarz auf weiss der Jahresbericht des Lehrerinnenseminars. Im ersten Jahr wurden gemäss diesem Bericht die folgenden Werke der Weltliteratur gelesen und besprochen: «Die Sage von Odysseus; Sophokles, Antigone; Bettina [von Arnim] in ihren Briefen; Grabbe, Hannibal; Hebbel, Herodes und Mariamne.»<sup>17</sup>

Ein weiterer für Erika Burkart wichtiger Lehrer war Dr. Walter Gilomen: Französisch und Englisch. Der feine und äusserst kultivierte Mann nahm starken Anteil am damaligen Kriegsgeschehen. Als im Mai 1940 die deutschen Truppen in Paris einmarschierten, hatte Dr. Gilomen Tränen in den Augen. Von 1950 bis 1960 präsierte er die Literarische und Lesegesellschaft Aarau; er wird es sein, der Erika Burkart für den Dezember 1955 zu einer Lesung nach Aarau einladen wird.<sup>18</sup>

Beim Rektor der Schule, Dr. Karl Speidel, belegte die Seminaristin Burkart das Freifach Latein; bei Werner Wehrli, dem begabten Musiker und Komponisten,

3 Das Zelglischulhaus. Nordfassade mit Pausenhof.  
(Foto G. Wolfsgruber 1911)





wurde sie in Gesang und Klavierspiel weitergebildet. Ihn schätzte Erika Burkart sehr. Bei Dr. Carl Günther besuchte sie die berufsbildenden Fächer Pädagogik und Psychologie. Dr. Charles Tschopp, bekannt auch als Schriftsteller, später Verfasser des schönsten Buchs über den Aargau,<sup>19</sup> unterrichtete Mathematik. Dr. Karl Bäschlin war Erika Burkarts Lehrer in den Naturwissenschaften; mit ihm und seiner Frau machte die vierte Seminarklasse im September 1941 eine dreitägige Schulreise von Aarau nach Davos, erste Übernachtung in der Grialetschhütte, von dort auf den Piz Sarsura und weiter nach Zuoz, zweite Übernachtung, von dort hinauf nach Muottas Muragl, weiter nach St. Moritz und zurück nach Aarau. Erika fehlte; sie war krank.

Im Oktober wurden alle Mädchen der letzten Seminarklasse in den sogenannten Dorfschuldienst geschickt. Für diese Schulpraktika wurden, wenn möglich, Ober- und Sekundarschulen ausgewählt, damit die baldigen Absolventinnen im Hinblick auf künftige Stellvertretungen sich auch mit dieser Stufe vertraut machen konnten. Erika absolvierte den Dorfschuldienst in Besenbüren, wo es ihr sehr gefiel. Viele ehemalige Seminaristinnen, die vor dem Krieg keine feste Stelle fanden – gemäss Jahresbericht<sup>20</sup> waren das 1941 doch 88 Lehrpersonen im ganzen Kanton –, wurden während der Kriegszeit Vikarinnen.

Während ihrer Seminarzeit wohnte Erika Burkart als Wochenaufenthalterin in Aarau, und zwar jedes Jahr an einer anderen Adresse. Aus ihren Erzählungen und Erinnerungen wird deutlich, dass die sehr unterschiedlichen Milieus ihre Entwicklung stärker prägten als die Schule, wo sie unter gewissen Lehrern zu leiden hatte.

Förderlich waren auch die kulturellen Erlebnisse: das Theater im Saalbau, mit den Aufführungen des Städtebundtheaters; die Symphoniekonzerte des Orchestervereins Aarau, der immer wieder weltberühmte Solisten nach Aarau einlud, verschiedene Kunstausstellungen – und nicht zuletzt Kinoabende; ihre Lieblingsschauspielerin war und blieb Greta Garbo.

Im ersten Jahr wohnte Erika bei Frau Mathilde Hager-Davall an der Oberholzstrasse 27. Die Villa im Maiholz ist heute einer Überbauung zum Opfer gefallen. Frau Hager-Davall, Welschschweizerin, Witwe eines Deutschen aus Dresden, war hochgebildet. Ihr Sohn Werner war Professor für Geschichte in Münster sowie berühmter, konzertierender Organist, die Tochter Irene Sängerin. Beide besuchten ihre Mutter öfters in Aarau. Erika blickte für ein Jahr in den Alltag einer vornehmen, sehr deutschfreundlichen Bildungsbürgerfamilie.

Im zweiten Jahr bezog Erika ein einfaches, doch warmes Zimmer mit Ofen bei Nina Krannhals-Schmuziger an der Entfelderstrasse 5. Hier hatte schon Erikas

**4** Brief von Erika Burkart an Walter Gilomen, 3. Oktober 1955. Faksimile. Das Original ist im Besitz der Literarischen Gesellschaft Aarau.

Althäuser, 3. Okt. 1955.

Sehr geehrter, lieber Herr Doktor!

In drei Stunden, die ich im neuen Schulhaus unter meinen ehemaligen Mitschülerinnen verbrachte, waren durch reich an mich beeindruckenden Erlebnissen dass ich mich unfähig fühlte, noch mehr in mir aufzunehmen. Wie ergreifend war es in diese Gesichts**32**blicke, in die das Leben die ersten besten Falten gegraben hatte - und wie wunderbar erschreckten mich durch ihr Nicht-geprägt-sein, und mit einem kleinen Beisatz erinnerte man sich des alten Spruches: "Sie ist geworden, was sie war..." Gegenwartiges und Vergangenes mischten sich heilsam, da wandelt gemeinsam Jahre, und das ist in jedem Menschen seine eigene Vergangenheit, die alles so geformt hat, wie es nun auf uns zutraf, ohne Abwegung, ein Guss über jedes gewichtige Duzend Jahre hinweg, die in keinem Leben inuslich und erschrecklich so viel entscheiden.

Gerne werde ich am 9. Dez. vorlesen. Falls Sie sich für den 7. oder 8. Dez. entscheiden, soll es mir auch recht sein.

Mit herzlichem Grüßen

Ihre

Erika Burkhardt

Mutter während der Seminarzeit gewohnt. Auch dieses Haus steht heute nicht mehr. Frau Krannhals war Halbrussin, Tochter der russischen Gattin von Dr. Schmuziger, kurz verheiratet mit einem baltischen Baron Krannhals. Sie war ein Stadtoriginal und hätte aus einem Roman von Gontscharow stammen können. Sie trug eine rötliche Perücke und einen grauen bodenlangen Rock, darüber eine Schürze; die auffälligen Schlitzaugen gaben ihr ein sibirisches Aussehen. Sie hatte sehr kleine Hände, die wohl selten gearbeitet hatten – es sei denn für ihre Lieblinge, die Hunde. Ein Dienstmädchen, Frida, besorgte den Haushalt. Frau Krannhals hörte Radio, spielte Schach, kommentierte den Krieg. «Alle sind Sauhunde: die Deutschen, die Russen, die Amerikaner.» Sie hatte Musik studiert, spielte jedoch kein Instrument mehr.

Die Atmosphäre in diesem Haus war für das Mädchen vom Land so fremdländisch wie inspirierend. Frau Krannhals hatte einen berühmten Sohn, Sascha (Alexander), Dirigent an der Basler Oper. Er kam zuweilen zu Besuch, ein hervorragender Musiker und schöner, junger Mann, und spielte der Seminaristin am Klavier aus Wagners «Tristan» vor. Für Erika eine neue, umwälzende Erfahrung; überhaupt lernte sie durch Sascha Krannhals grosse Musik kennen und lieben.

In diesem Jahr wurde die Seminaristin zum KTV-Ball am Abend des Maienzugs eingeladen; sie tanzte leidenschaftlich gern, war ständig ausgebucht und kam erst in den frühen Morgenstunden nach Hause. Nina Krannhals fand dies unziemlich für ihre Pensionärin und legte ihr nahe, im nächsten Jahr ein anderes Zimmer zu suchen.

Im dritten Seminarjahr wohnte Erika bei einfachen Leuten an der Waltherstrasse, nahe beim Zelglischulhaus, heute eine Seniorenresidenz. Hier lernte sie die kleinbürgerliche Enge kennen, die sich von den vornehmen Bürgerhäusern der Stadt krass unterschied. Weil die Eisenbahnerfamilie das Zimmer für ihre eigene Tochter brauchte, musste Erika im letzten Schuljahr nochmals umziehen.

Diesmal zu Fräulein Pauline Erismann an der Bachstrasse 11. Das Haus existiert nicht mehr; es lag hart über dem Portal des Eisenbahntunnels, ungefähr dort, wo heute das Aargauer Kuratorium seinen Sitz hat. Auch die gegenüberliegende Bäckerei Wenk an der Oberen Vorstadt 19 ist verschwunden; die Häuserzeile steht allerdings noch. Frau Erismann las Goethe und Stifter und klöppelte Spitzen. Erika vertiefte sich auf Anraten der Schlummermutter zum ersten Mal in den «Nachsommer». Zum Zerwürfnis kam es, als Fräulein Erismann erfuhr, dass Erika einen nichtarischen Freund hatte. Arthur P. stammte aus einer Wiener jüdischen Familie, die sich mit Ausnahme eines Bruders in die Schweiz hatte retten können, und lebte mit seinen zwei Brüdern im Interniertenlager Murimoos. Fräulein Erismann war entsetzt, dass man mit einem Juden befreundet sein konnte.

Seit Beginn der Seminarzeit war Erika Burkart mit Beate Wyler, Tochter des Malers Otto Wyler, befreundet, der mehrere Fotoaufnahmen von ihr gemacht hat. Beate schloss 1940 das Lehrerinnenseminar ab und arbeitete als Lehrerin am Landenhof. Es mag durchaus sein, dass die Besuche bei Wylers an der Vorderen Vorstadt 14 und Gespräche im Atelier für die Seminaristin mehr bedeuteten als der Zeichenunterricht bei Carlo Ringier.

Vom zweiten bis vierten Seminarjahr war Erika Gratis-Mittagsmahl-Gast an der Bachstrasse 57 bei der ehemaligen Seminarfreundin ihrer Mutter, Frau Dr. Helene Rauber, derer sie zeitlebens in Dankbarkeit, Verehrung und Liebe gedacht hat.

Bereits während der Seminarzeit umgab Erika Burkart in den Augen ihrer Kameradinnen die Aura einer besonderen Schülerin, die heimlich schrieb, bereits einen älteren Freund hatte und von einem geheimnisumwitterten Ort kam: vom Kapf. Ehemaliger Sommersitz der Äbte des Klosters Muri, ein verputzter Riegelbau aus dem Jahre 1736, ein verwittertes Haus auf einer Moräne im Freiamt, eine «Moorschenke»<sup>21</sup> im Besitz der Eltern. Erika war also eine Wirtstochter. Auf dem Briefkopf stand: «Aussichtsrestaurant, Jägerstübli, Beerenkulturen, Hühnerzucht, Mädchenpensionat». Das Mädchenpensionat war längst aufgehoben. Neben Ausflüglern am Sonntag kamen die Internierten aus dem Flüchtlingslager und die Insassen der Arbeitskolonie des nahen Murimoos (gegründet 1935, heute Werk- und Wohnheim) am Wochenende zu Gast. Auch die Torfstecher, Waldarbeiter, Jäger und andere Einheimische sass, tranken und rauchten in der Gaststube. Zuweilen kam es zwischen den Insassen der Kolonie – vornehmlich einheimische Kleinkriminelle und Randständige – und den Internierten – Fremde, oft gebildete Juden und Deutsche – zu Spannungen und Streit. Die oberen Zimmer waren für die Frauen, Erika, Mimosa, die Mutter, die Serviererinnen, die einzigen Rückzugsmöglichkeiten, da der Kapf während des Krieges meist noch vom Militär belegt war.

Das Jägerstübli, dessen Schlüssel der Vater verwaltete, wurde nur Freunden geöffnet, da es seine Trophäen und eine Sammlung von Exotika enthielt. Walter Burkart hatte ein Buch<sup>22</sup> über seine Jahre in Südamerika geschrieben und bei F.A. Brockhaus in Leipzig publiziert und hielt in Schulen und an festlichen Soldatenabenden fesselnde Lichtbildervorträge.

Von dieser aufregenden Atmosphäre im Haus auf der Moräne, unfern von Muri im Freiamt, hatten einige Mitschülerinnen gehört, sie mögen sich für den unheimlichen Ort interessiert und Erika zuweilen um ihre Freiheit beneidet haben.

Erika Burkart war eine eigenständige, selbstbewusste Persönlichkeit. Sie wusste früh, was sie wollte, und kümmerte sich um die Meinung anderer wenig. Trat sie mit ihrer Schulfreundin Roberta Schneider auf den Pausenplatz, schenkten

die Mitschülerinnen der besonderen Erscheinung unwillkürlich ihre Aufmerksamkeit. Erikas Auftreten, ihre Distanziertheit, ihre selbstentworfenen Kleider, ihr lockiges dunkelblondes Haar, ihre grossen klar graublauen Augen: ihr ganzes Wesen hatte etwas von einer Diva. Dies bemerkten die jüngeren Seminaristinnen und bewunderten sie heimlich. Magdalena Rüetschi, die selbst über Jahre im Verborgenen unter einem Pseudonym schrieb und heute eine geachtete Lyrikerin und Kinderbuchautorin ist, hat Erika damals als Unikum und Solitär wahrgenommen.

Zum Privileg der Jugend gehört die Liebe, die damals jedoch oft verschwiegen werden musste – verleugnet von den Liebenden, verboten von den Eltern. Erika, die schöne, lebenslustige und eigenwillige Seminaristin verliebte sich im letzten Seminarjahr in Arthur P. Interniert im Lager Murimoos, war er Gast auf dem Kapf. Für viele war der Kapf übers Wochenende der einzige Ort, wo sie für einen Moment der harten Lagerarbeit entfliehen konnten – eine Art (Ersatz-)Heimat.

Arthur war liebenswürdig, rücksichtsvoll und schön, von Beruf Goldschmied und um fünf Jahre älter. Gemeinsam machten die beiden lange Spaziergänge und tanzten in Wirtsstuben ausserorts. Was fehlte, war eine geteilte, gemeinsame geistige Welt. Für Arthur war Literatur Unterhaltung und nicht «das Wasser des Lebens». Nach anderthalb Jahren entfremdeten sie sich in Freundschaft.

### **Überschattete Freundschaften**

Mit zwanzig – Erika Burkart hatte im Frühjahr 1942 das Seminar in Aarau abgeschlossen und sich von Arthur getrennt – begegnete ihr auf dem Kapf Jean L., aus Ungarn stammend, Kunstmaler und um achtzehn Jahre älter als sie. Jean hatte vor dem Einmarsch der Deutschen in Paris gelebt, war seiner jüdischen Herkunft wegen in die Schweiz geflohen und hatte wie Arthur im Interniertenlager Murimoos Zuflucht gefunden. Die enge Freundschaft mit Jean dauerte vier Jahre lang. Erika wohnte während dieser Zeit immer auf dem Kapf. 30 Portraits entstanden, die Erika später alle vernichtet hat; Jean war untalentiert, doch immerhin eine geistige Natur. Als Wahlfranzosen war ihm die französische Literatur vertraut. So fanden sich die beiden in Gesprächen über Baudelaire, Rimbaud, Verlaine und andere. Jean kannte oder las jedoch selten deutsche Literatur, aus politischen Gründen, wie er sagte. Raron, dem Pilgerort für Rilkeverehrer, statteten die Liebenden zwei Besuche ab.<sup>23</sup>

Vier Jahre später lernte Erika Ludwig R. kennen. Er sass mit seinem Freund, dem Theatermaler Rufer, im Garten – und er war der erste Gast, dem die Wirtstochter ein Bier servierte: beiderseitige Sympathie auf den ersten Blick. Er war vierzehn Jahre älter als sie und lebte ebenfalls im Interniertenlager.<sup>24</sup> Wegen

seiner Integrität und Klugheit im Umgang mit Menschen – er hatte sich in Konstanz, seiner Heimatstadt, in Mulhouse und Innsbruck zum Theaterintendanten ausgebildet – wurde ihm die Lagerleitung anvertraut – eine grosse Ausnahme und Auszeichnung. In ihm begegnete Erika Burkart ihrer eigenen Bildungswelt, an ihm, der nichts zu verbergen hatte, und an seinem tragischen Lebensschicksal nahm sie innigen Anteil. «Ludwig, ein Deutscher», wie er sich vorgestellt hatte, war mit der bekannten jüdischen Opernsängerin Friedel Wienhold verheiratet gewesen. Gequält von den Nazis, jedoch vorerst nicht deportiert, hatte sie sich das Leben genommen. Die Kinder des Künstlerpaars, ein Bub und eine Stieftochter, wuchsen bei Bauersleuten im Hotzenwald, nahe der Schweizergrenze, auf. Erika besuchte sie mehrmals kurz nach dem Krieg, ausgerüstet mit einem Passierschein für die grenznahe Bevölkerung. Sie marschierte von Laufenburg aus zwei Stunden durch den Wald den Berg hoch und brachte ihnen Geschenke.

Nach dem Krieg konnte Ludwig noch ein Jahr lang in der Schweiz bleiben. Er wohnte auf dem Kapf und arbeitete für die Flüchtlingshilfe. Seiner Freundin brachte er immer Blumen vom Moos. Erika Burkart verlobte sich mit ihm; die Bindung dauerte bis zu seinem frühen Tod im damals noch immer fernen, total zerstörten Deutschland.

1946 traf es sich, dass Jean, der Wahlfranzose, in Erikas Zimmer malte und Ludwig, der Deutsche, hinter dem Haus in der Gartenwirtschaft sass. Jean: «Ist das jetzt dieser Deutsche?»

Die traurigen Schicksale der Internierten haben die junge Erika Burkart tief geprägt. Es waren Menschen, denen unvorstellbares Unrecht, unheilbare Verletzungen zugefügt worden waren. Unter ihnen gab es nachträglich noch Zurückgewiesene und in den Tod Geschickte. Nach dem Abschiedstrunk im Kapf zogen sie die Tür hinter sich zu, gingen übers Feld und verschwanden für immer. Und eine junge Frau sah ihnen nach ...

### **Vikarin**

An der Abschlussfeier im Frühjahr 1942, an die sich Erika Burkart nicht mehr erinnert, wurde laut Jahresbericht vom Seminar-Chor das Lied «Nun bin ich einmal frei» von Jakob Regnart gesungen.<sup>25</sup> Das Lehrpatent bedeutete für Erika Burkart Schulabschluss, «Erlösung vom Schulzwang»,<sup>26</sup> wie sie in der «Vikarin» schreibt.

Nun eröffnet sich ein neuer Lebensabschnitt «nach eigenem Stundenplan».<sup>27</sup> Gerne hätte die junge Lehrerin an der Universität weiterstudiert: Sprachen; doch die Eltern sind «mittellos», die Finanzierung eines Studiums in Zürich kommt nicht in Frage. So dauert die glückliche Zeit der Freiheit nicht lange; bereits im Frühsommer 1942 übernimmt Erika Burkart ihre erste Stelle als Vikarin in einem Nachbardorf. Hinfort arbeitet sie an verschiedenen Dorf-

schulen. Trotz der prekären pekuniären Situation in der Familie übernimmt sie keine feste Stelle. «Weil ich ab und zu frei sein muss zum Schreiben»,<sup>28</sup> heisst es in der «Vikarin». An den freien Tagen und während der Wochen ohne schulische Verpflichtungen liest Erika Burkart viel, zieht sich in ihr Zimmer und ihre Innenwelt zurück, arbeitet an Gedichten und Erzählungen oder hört Musik aus dem Philips-Radio, das sie mit dem ersten Salär gekauft hat.<sup>29</sup>

Über Jahre ist Erika Burkart nun als Vikarin mit Fahrrad und Bahn unterwegs in verschiedene Dorfschulen im Landkanton Aargau (später auch in der Stadt Basel und im Kanton Basel-Landschaft), unterrichtet eine kleinere oder grössere Schar Kinder, aufgeweckte, intelligente, träge, benachteiligte... Nachts denkt sie an ihre Schülerinnen und sorgt sich um sie. Die Zeiten lasten schwer und die Arbeit als Vikarin bringt sie manchmal an den Rand ihrer Kräfte. Erschöpfungszustände sind häufig. Die Mutter, selbst bisweilen als Stellvertreterin in abgelegenen Schulhäusern unterwegs, ist ihre wichtige Gesprächspartnerin für alle Nöte in diesen Situationen. Die verständige, hilfreiche Mutter; diese vertraute, von allen geliebte Frau – grossherzige Gastgeberin, Hüterin des Hauses, Retterin der Töchter.

Die Stellvertretungen sind harte Schularbeit, verlangen der zierlichen jungen Lehrerin alles ab. In der «Vikarin» beschreibt Erika Burkart im zweitletzten Kapitel ihren physischen Zusammenbruch nach siebenundzwanzig Stellvertretungen: Herzversagen.<sup>30</sup>

### **Dichterin**

Schreiben war für Erika schon in der Primarschule wichtig. Sie hat in der fünften Primarklasse ein kleines Weihnachtsspiel verfasst, später in der Bezirksschule in Muri für den «Zigaclub» – man rauchte heimlich Zigaretten – einige Stamm-Verse. In dieser Zeit entsteht auch ein zwanzigseitiges Märchen. Der Text handelt von einem in eine Blume verwandelten Wesen, das den Menschen aus dem Himmel die Tränen bringen wollte. Warum sie damals dieses Motiv ausgeführt hat, ist Erika Burkart heute rätselhaft. Denn in der Familie auf dem Kapf flossen schon genug Tränen. Brauchte da die Familie noch Tränen aus dem Himmel?

In der Bezirksschulzeit in Muri 1934 bis 1938 fand Erika in Josef Schilter, ursprünglich aus dem Glarnerland stammend, einen liebenswürdigen Förderer. Er unterrichtete Deutsch, Französisch und Geschichte, und Erika freute sich auf jede Stunde. In den oberen Klassen durften die Schüler auch die ersten Hausaufsätze schreiben. Eines Sonntags tauchte Schilter in der Gartenwirtschaft auf dem Kapf auf und fragte die Mutter, wer die Aufsätze eigentlich geschrieben habe. Erika, wer sonst! Der feinfühligste Deutschlehrer hatte es geahnt. Er wollte es nur noch einmal bestätigt wissen. Schilters begabteste Schülerin sass vier Jahre lang in der vordersten, an den Lehrertisch angrenzenden Bank.

Ab dem Sommer 1942 setzte langsam, unter viel Zweifeln und Schwierigkeiten, Erika Burkarts Entwicklung zur Dichterin ein.<sup>31</sup> Es entstanden Gedichte und längere Erzählungen. Sie zeigte ihre ersten Texte wenigen Freunden und ihrer Mutter, diese blieb Erst-Leserin und schickte einige Gedichte an die Basler «Nationalzeitung», die Walter Burkart abonniert hatte. Ein Gedicht gefiel dem damaligen Feuilletonredakteur und wurde als erster Text Erika Burkarts abgedruckt. Ihr Freund Ludwig schickte ein paar Jahre später dem Feuilletonchef der Zürcher «Tat», Max Rychner, weitere Gedichte. Sie selbst hat in jenen Jahren nie den Mut gefunden, freiwillig ihre Texte zur Verfügung zu stellen. Als ambulante Volksschullehrerin kannte sie niemanden im Literaturbetrieb.

Max Rychner lädt die junge Erika Burkart auf die Redaktion nach Zürich ein und ermutigt sie, weiterzuschreiben. Die junge Landlehrerin ist sehr scheu, fürchtet sich sogar vor dem «Tat»-Redakteur. Rychner nimmt ihr die Befangenheit, indem er energisch sagt: «I bi kei Bölima.» Er bietet ihr Schokolade und Zigaretten an, ein Gespräch entwickelt sich, der erfahrene Literaturkritiker und Autor gibt ihr Lesetipps. Erika Burkart schickt nach dieser für sie entscheidenden Begegnung immer wieder Gedichte an Max Rychner, der sie in der «Tat» veröffentlicht.

Erika Burkart trifft in Zürich endlich auf Menschen, die Verständnis und bald auch Bewunderung für ihr Schaffen hegen und mit denen sie enge Kontakte knüpft und persönliche Beziehungen pflegt. Sie lernt die Autoren Erwin Jaekle, Traugott Vogel und Urs Oberlin kennen, den jungen Literaturkritiker Werner Weber und den Schriftsteller und Journalisten Carl Seelig, der wie kein zweiter ein unermüdlicher und grossherziger Literaturförderer war und für sie zum grossen, hilfreichen Freund wurde. Weber, seit 1950 Feuilletonchef der «Neuen Zürcher Zeitung», empfiehlt Erika Burkart, die Gedichte für ein kleines Lyrikbändchen zusammenzustellen. Er ist es auch, der Erika Burkart mit Traugott Vogel, Herausgeber der Bogen-Drucke beim St. Galler Tschudy Verlag, bekannt macht. 1953 erscheint dort eine erste Publikation, das Lyrikbändchen «Der dunkle Vogel», mit einem Nachwort des Herausgebers. Die erste öffentliche Lesung Erika Burkarts fand im Herbst 1953 zusammen mit dem Lyriker und späteren Kinderbuchautor Max Bolliger im «Löwen» in Sins statt, organisiert durch die von Karl J. Naef gegründete Lesegesellschaft.

Schreiben statt unterrichten, das war die Devise nach Erika Burkarts zwölfjähriger Schultätigkeit als Vikarin. Die Dorfschulen des Kantons Aargau rückten allmählich in die Ferne; dagegen lockte das intellektuelle Milieu der Stadt Zürich – und die Grenzen zum Ausland standen endlich wieder offen ...

Die Vikarin wurde zur Dichterin, die sie heimlich schon immer gewesen war.



Ich bedanke mich herzlich bei Erika Burkart, mit der ich auf dem Kapf im Winter 2004/05 regelmässig Gespräche geführt und Tee getrunken habe. Verbunden fühle ich mich ebenso mit Ernst Halter, der so viel für die Literatur, die Landschaft und den Kapf getan hat. Weiter geht der Dank an Magdalena Rüetschi, Aarau, Seminaristin von 1939 bis 1943, und Marianne Urech-Zweifel, Seminaristin von 1940 bis 1944, für ihre hilfreichen Auskünfte über das Lehrerinnenseminar Aarau.

**Dr. Fridolin Stähli**, Germanist, lebt mit seiner Familie in Aarau.

## Anmerkungen

- 1 Burkart, Erika: Die Vikarin. Ammann, Zürich 2006, 19.
- 2 Burkart, Walter: Der Reiherjäger von Gran Chaco. Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich 1962 (erstmalig erschienen 1960 beim Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig).
- 3 Erika Burkarts späteres Schreiben beschäftigt sich immer wieder mit den frühen, tiefen Verletzungen. Durch Darstellung und Gestaltung gewinnt sie ihre Freiheit wieder. Schreiben wird aber auf keinen Fall als Therapie verstanden, auch nicht als Trauerarbeit, mit wenigen Ausnahmen, die es genauer zu prüfen gälte. Ihre Prosawerke sind viele Jahre nach diesen Ereignissen entstanden, die künstlerische Anverwandlung steht im Vordergrund: Schreiben als Erinnerungsarbeit, als in Sprache und Form «gerettetes Leben». Erika Burkart hat alle Notizbücher und alle Vorstufen zu ihren Werken vernichtet. Vgl. dazu auch: Fridolin Stähli; Peter Gros: Der Aargau liegt am Meer. Ein Streifzug durch seine Literaturlandschaften. Ammann, Zürich 2003, 146–196 und Fridolin Stähli: Teestunde auf dem Kapf. In: Von Büchern, Menschen und Begegnungen. 100 Jahre Literarische und LeseGesellschaft, Albdruk, Aarau 2005, 28–32.
- 4 Burkart, Erika: Der Weg zu den Schafen. Artemis, Zürich 1979, 89–94. Wieder abgedruckt und erweitert in den Aarauer Neujahrsblättern: Burkart, Erika: Alle Schul-Montage waren schwarz. Die Aarauer Seminar-Zeit. In: Aarauer Neujahrsblätter 1980, 56–64.
- 5 Der Weg zu den Schafen, 89.
- 6 Ebd.
- 7 Burkart, Erika: Alle Schul-Montage waren schwarz. Die Aarauer Seminar-Zeit. In: Aarauer Neujahrsblätter 1980, 57ff.
- 8 Der Weg zu den Schafen, 92.
- 9 Ebd., 93.
- 10 Ebd., 63.
- 11 67. Jahresbericht des Aargauischen Lehrerinnenseminars und der Töchterschule Aarau. Schuljahr 1939/40, 23.
- 12 Ebd.
- 13 68. Jahresbericht des Aargauischen Lehrerinnenseminars und der Töchterschule Aarau. Schuljahr 1940/41, 38.
- 14 Burkart, Erika: Alle Schul-Montage waren schwarz. Die Aarauer Seminar-Zeit. In: Aarauer Neujahrsblätter 1980, 57. Mit «Tellenfeld» meint Erika Burkart den Telliring, 1802 als kreisförmiger Turnplatz angelegt. Er zählt wohl zu den ältesten noch heute verwendeten Turnplätzen der Schweiz und diente der Kantonsschule und den Seminaristinnen als Turnplatz im Freien.
- 15 Vgl. Martha Reimann: Festschrift zur Einweihung des Zelglischulhauses. Sauerländer, Aarau 1911. Das Töchter-Institut und das Lehrerinnenseminar erhalten erst 1955 einen eigenen Bau.
- 16 Die Vikarin, 17.
- 17 66. Jahresbericht des Aargauischen Lehrerinnenseminars und der Töchterschule Aarau. Schuljahr 1938/39, 23.
- 18 1955 hat der damalige Rektor Dr. Karl Bäschlin alle ehemaligen Seminaristinnen zur Besichtigung des Neubaus (heute Altbau der Neuen Kantonsschule, das Seminar wurde 1979 aufgehoben) nach Aarau eingeladen. Vgl. auch den Brief von Erika Burkart an Walter Gilomen, 3. Oktober 1955. Die Lesung von Erika Burkart fand am Freitag, 9. Dezember 1955 im «Aarauerhof», zusammen mit Georg Gisi, statt. Das «Aargauer Tagblatt» schreibt in der Ankündigung zu diesem Aargauer Autorenabend: «Ihre neuste Sammlung «Sterngefährten» (Tschudy-Verlag 1955) bestätigt den früheren Eindruck, dass es sich hier um eine dichterische Begabung handelt, welche die Kraft zu immer reicherer Entfaltung besitzt.» (Aargauer Tagblatt, 109. Jhg., 8. Dezember 1955, 15.)
- 19 Tschopp, Charles: Der Aargau. Eine Landeskunde. Sauerländer, Aarau 1961.
- 20 69. Jahresbericht des Aargauischen Lehrerinnenseminars und der Töchterschule Aarau. Schuljahr 1941/42, 28f.
- 21 Vgl. das Gedicht von E. B., Die Moorschenke. In: E. B. Der dunkle Vogel. Tschudy-Verlag, St. Gallen 1953, 21.
- 22 Vgl. Anm. 2.
- 23 Vgl. Die Vikarin, 66ff. und 100ff.
- 24 Vgl. Die Vikarin, 201ff.
- 25 69. Jahresbericht des Aargauischen Lehrerinnenseminars und der Töchterschule Aarau. Schuljahr 1941/42, 32.
- 26 Die Vikarin, 21.
- 27 Die Vikarin, 21.
- 28 Die Vikarin, 19.
- 29 Die Vikarin, 80.
- 30 Die Vikarin, 287ff.
- 31 Die Vikarin, 106ff.